Seiten des Volks beschäftigte oder gar die politischen leugnete, vermochte sie in der Tat der politischen Geschichte wenig darzubieten.

Wir möchten hoffen, daß eine Blickänderung innerhalb der Volkskunde auch immer mehr imstande sein wird, das Verhältnis zur Geschichtswissenschaft zu wandeln. Wir werden dann befreit werden von jener These, daß der Volkskörper in eine geschichtliche und eine ungeschichtliche Hälfte zerfalle, wir werden die Grundschichte des Volksganzen nicht mehr als Gegensatz zu den ihr übergelagerten dargestellt sehen, sondern sie als Grundlage und Nährboden auch der Hochgebilde erkennen. Und wenn wir das auch in der politischen Sphäre durchzuführen vermögen, so wird es möglich sein, daß Volkskunde und politische Geschichte sich endlich die Hände reichen.

Otto Höfler

ACHTUNG NACH „OBEN" – MISSACHTUNG NACH „UNTEN"?

Im Fünften Buch von „Dichtung und Wahrheit" erzählt Goethe, wie er als vierzehnjähriger Knabe im Frühjahr 1764 die Frankfurter Feierlichkeiten bei der Krönung Josephs II. zum Römischen König miterlebte. Er schildert ausführlich, wie das Volk von Frankfurt dem Kaiser und dem jungen Thronfolger zujubelte und wie er selber diesen Jubel teilte. Bei anderen Krönungen und unter ganz anderen politischen Verhältnissen hat das „Volk" an solchen Feierlichkeiten in ähnlicher Weise teilgenommen, und es hat, in sehr verschiedenen politischen Situationen, nicht nur bei Siegen, seine Herrscher mit Jubelrufen begrüßt, wenn sie sich öffentlich zeigten. Und dies in vielen Ländern. Ich selber habe, 1901 geboren, noch miterlebt, wie vor dem Ersten Weltkrieg die Bevölkerung Wiens den Kaiser grüßte, wenn er im offenen Wagen durch die Straßen der Stadt fuhr.

Solches Verhalten des „Volkes" war also ein überindividuelles psychisches Sozialphänomen, das sich – in „ähnlicher" Weise auch in anderen Kulturen und Epochen – öffentlich zu vollziehen pflegte. Wie hat man es zu deuten?

Schwerlich wird man sich damit begnügen, darin die Äußerung eines weitverbreiteten menschlichen Subalternismus erkennen zu wollen. Wer etwa Goethes Lebenserinnerungen unvoreingenommen liest, der wird – das dürfte auch heute noch für die Mehrzahl solcher Leser gelten – nicht die Bekundung einer eingewurzelten Knechtgesinnung (oder „Sklavenmoral") aus diesen Erinnerungen tönen hören. Und Goethe selber sagt an jener Stelle von den zwei vorhergegangenen Krönungen Karls VII. (1742) und Franz I. (1745): „. . . es war kein Frankfurter von einem gewissen Alter, der nicht diese beiden Ereignisse, und was sie begleitete, für den Gipfel seines Lebens gehalten hätte."

Sicherlich waren es sehr verschiedene Impulse, die verschiedene Gruppen und Schichten der Freien Reichsstädter zu diesen Festlichkeiten hinzogen. Aber gewiß waren es, neben und vor anderen Faktoren, für sehr viele der Teilnehmenden die Herrscher-Würde und ihre Symbole, die da sichtbar wurden und Alte und Junge zusammenströmen und jubeln ließen. Man könnte es also ein „Metaphysicum" nennen, was diese Menschenmengen so in Bewegung brachte. Und wo Monarchien noch „lebendig" waren, scheint eine vergleichbare innere Gesinnung und äußere Huldigung „nach oben" typisch gewesen zu sein.

Man darf nun wohl die psychologische Frage stellen: Wenn in solchen Manifestationen ein „Hinaufblicken" der „Unteren" nach „oben" *typisch* gewesen sein sollte: entsprach dann einem solchen Verhalten des „Volkes" etwa auf seiten der Höhergestellten ein „Hinabblicken" auf die Untergeordneten – entsprach also der Achtung „gegen oben" als vielleicht ähnlich typisch eine Mißachtung „gegen unten"?

Konkret veranschaulicht: Ist es wahrscheinlich, daß bei den Frankfurter Krönungsfeierlichkeiten von 1764 der damals 56jährige Kaiser Franz I. und sein 23jähriger Sohn Joseph auf die ihnen zujubelnde Menge mit „Geringschätzung" hinuntergeblickt hätten – war also soziale Mißachtung „nach unten" das negative Korrelat zu der Verehrung, die die huldigende Menge den „hohen" Personen entgegenbrachte?

Eine solche „Negativ-Bewertung" der Untergeordneten durch die Übergeordneten (wie wir die da in Frage stehende psychische Erscheinung abstrakt und damit noch „unbestimmt" bezeichnen wollen) ist wohl mit Sicherheit in manchen Stadien der Geschichte soziale Wirklichkeit gewesen. Die Annahme dürfte erlaubt sein, daß etwa Ludwig XV. von Frankreich und seine Umgebung die „Menge" („das Volk"?) mißachteten (oder doch „geringschätzten"), auch wenn diese Untertanen dem König zujubelten. Und Analoges wird man von nicht wenigen anderen Herrscherpersönlichkeiten und ihrem Hof vermuten dürfen (wahrscheinlich ist derlei auch mehrfach dokumentarisch bezeugt).

Mir scheint die Frage von prinzipiellem soziologischen (auch von „kulturellem") Interesse zu sein: Darf es als soziologische, sozialpsychologische (und sozialhistorische) „Norm" gelten, daß einer (überindividuellen) Achtung und Achtungsbezeugung untergeordneter Stände und Einzelpersonen gegenüber sozial „Übergeordneten" als ein (mehr oder weniger verbreitetes, mehr oder weniger offen gezeigtes, vielleicht sogar nur „unterbewußtes") geistiges und soziales „Korrelat" eine Geringschätzung oder Verachtung von seiten der sozial Übergeordneten gegenüber den Untergeordneten „entspreche"?

Sollte sich ein solches negatives Verhalten als eine in der Geschichte – oder doch in manchen Epochen der Geschichte – „typische" Sozialstruktur erweisen, dann würde sich daraus wohl die weitere Frage ergeben: Wird auf solche Mißachtung „von oben" nicht mit historischer Notwendigkeit alsbald ein sozialer Haß „von unten" antworten? Würde sich eine solche Reaktion nicht in dem Zeitpunkt einstellen, in dem die „Unteren" diese Mißachtung „von oben" bemerken oder „spüren"? Es darf vermutet werden, daß solche Verachtung ungemein rasch wahrgenommen wird.

Was man in der Alltagssprache und im wissenschaftlichen und politischen Sprachgebrauch als „Klassenhaß" zu bezeichnen pflegt, wird wohl immer nicht allein in Negativ-Gefühlen, sondern auch in Negativ-Bewertungen bestehen. Einer Mißachtung gegenüber sozial Untergeordneten wird mit „psychologischer Notwendigkeit" und soziologischer Gesetzhaftigkeit ein mehr oder weniger bewußter und intensiver „Haß gegen oben" antworten. Klassenhaß ist – so scheint die Geschichte recht deutlich und handgreiflich zu lehren – nicht ein notwendiges Ergebnis wirtschaftlicher Faktoren (denn Unterschiede von Arm und Reich, von Ärmer und Reicher hat es immer gegeben). Sondern wesentlich beim Entstehen und bei der Fixierung emotioneller Folgen nicht bloß wirtschaftlicher, sondern auch „sonstiger" sozialer Gegensätze wird es sein, mit welcher Art von Achtung oder aber von Mißachtung soziale Gruppen einander gegenüber stehen. Max Weber hat sehr eindrucksvoll ausgemalt, wie im Puritanismus dem Reichtum eine geradezu metaphysische Hochachtung, ja Verehrung entgegengebracht werden konnte, weil wirtschaftlicher Erfolg als Anzeichen religiöser Erwähltheit angesehen wurde oder doch werden konnte. In katholischen Gegenden wird man solche

metaphysische Ehrfurcht vor Wirtschaftserfolgen schwerlich antreffen, auch wo materieller Reichtum bewundert oder beneidet wird. Aber keineswegs bedarf wirtschaftlicher Hochmut und eine Verachtung der Ärmeren und Armen solcher metaphysischer Hintergründe. Diese Art von Hoffart gehört wohl zu den „primitiven" Instinkten, und ich möchte vermuten, daß diese Variante des Hochmuts auch in allerprimitivsten Kulturen ihre Gegenstücke haben dürfte.

Neben der wirtschaftlichen Arroganz gibt es – außer verschiedenen anderen Varianten der Hoffart – auch einen „Bildungs"-Hochmut, mit dem etwa mancher Inhaber eines Maturitätszeugnisses oder eines Doktor-Diploms jeden geringschätzt, der ein solches Dokument nicht besitzt, auch wenn dieser dem Verächter an Kultur, Bildung, Geschmack, Wissen und anderen geistigen Qualitäten wesentlich überlegen ist (was der Zeugnisinhaber recht oft gar nicht wahrzunehmen imstande ist).

Der Famulus Wagner legt beim Osterspaziergang eine Mißachtung des „Volkes" an den Tag, die dem Faust sehr fremd ist. Und dieses „geistige" Überlegenheitsgefühl ist dem des Sixtus Beckmesser nahe verwandt. Der Ritter Götz von Berlichingen und sein junger Dichter haben im ungelehrten und „ungebildeten" Volk andere Werte zu sehen und zu achten vermocht, als es ein „höherer" Durchschnittsschüler oder Bildungsphilister zustandebringt.

Zu dem uns hier beschäftigenden Sozial-Problem des Verhältnisses von Achtung und Mißachtung als sozialer „Urphänomene" läßt sich vielleicht aussagen: Auf recht verschiedenen Feldern sozialer Über- und Unter-Ordnung scheint beobachtet werden zu können, daß als „natürliches" Verhältnis der sozialen Achtungs-Beziehung keineswegs einer Achtung „nach oben" eine Mißachtung „nach unten" entspricht. Vielmehr läßt es sich empirisch beobachten und soziologisch feststellen, daß auf sehr verschiedenen sozialen Feldern einer „Achtung von unten" eine „Achtung nach unten" gesetzlich und sinnvoll antwortet.

Und es ist eine wichtige Frage, ob bei einer solchen Korrelation der stärkere oder primäre Impuls (und damit auch die geschichtliche und ethische „Verantwortung") bei den „Oberen" oder bei den „Unteren" liege?

Beispiele:

In einer Kampftruppe, in der die Soldaten ihren vorgesetzten Offizier achten, wird dieser Offizier seine Soldaten weder verachten noch mißachten noch geringschätzen, sondern er wird sie in einem sehr ernsthaften Sinne ebenfalls achten: und diese werden das mit großer Sicherheit wahrnehmen. Falls aber ein Offizier seine Untergebenen verachtet oder geringschätzt, weil sie ihm „untergeben" sind, dann wird diese Truppe nicht nur mit Nichtachtung, sondern auch mit Haß antworten – und bei der ersten Gefahren-Situation wird sich dies auch „praktisch" auswirken. Diese Truppe wird eine schlechte Truppe sein, weil ihr Vorgesetzter ein schlechter Offizier war, während sie unter einem guten, der ihre positiven Eigenschaften gerecht zu „achten" wüßte, vielleicht eine ausgezeichnete gewesen – oder „geworden" – wäre.

Gilt eine ähnliche (oder analoge) „Gesetzlichkeit" nicht auch auf anderen Gebieten?

Ein Lehrer, den seine Schüler achten – und derlei gibt es! –, wird seine Schüler gewiß nicht mißachten (weil sie jünger, unerfahrener, ungelehrter oder weil sie von ihm

„abhängig“ sind). Wenn er sie mißachtet, weil sie ihm disziplinär untergeordnet sind, ist er ein Dummkopf: und seine Schüler werden das überaus rasch und mit divinatorischem Feingefühl wahrnehmen und ihn ganz gewiß nicht achten, auch wenn er sie tyrannisiert (was ja u. U. mit großer technischer Virtuosität durchgeführt werden kann).

Ein Lehrer, den seine Schüler achten, wird sie seinerseits ebenfalls achten. Und vielleicht darf man sagen: Er achtet gerade dasjenige „in“ den Jungen, was diese befähigt, dem Lehrer echte Hochachtung zu zollen. Was solche Hochachtung hervorruft, wird nicht die Menge und Griffbereitschaft seines Wissens sein, auch nicht der Grad seiner Eloquenz, auch nicht eine besondere Befähigung, schwierige Themen klar darzustellen, oder dergleichen. Alle solchen Eigenschaften werden zwar auch „durchschnittliche“ Schüler recht wohl zu bemerken und einzuschätzen wissen. Aber „menschliche“ Achtung wird aus solchen Voraussetzungen noch keineswegs erwachsen müssen – wohl aber aus Eigenschaften des Vorgesetzten wie Gerechtigkeit, Wohlwollen, Ernst, Echtheit und geistige Ehrlichkeit, sofern diese nicht mit Kleinlichkeit und Philistrosität verbunden ist. Auch recht junge, noch sehr unreife Schüler pflegen erhebliches „Gespür“, ja Feingefühl für solche Eigenschaften zu bewähren.

Wenn sich Ähnliches auch bei den Beziehungen zwischen anderen sozial Über- und Untergeordneten bestätigen sollte, dann läge die Frage nahe, ob es sich nicht als „Regel“ oder sogar als „soziologisches Gesetz“ erweise, daß menschliche Achtung auf Gegenseitigkeit zu beruhen pflege, ja vielleicht beruhen „müsse“, und daß solche Achtung eine geistige Kraft sei, die bei „normalen“ Menschen ursprünglich sei und sich als stärker erweise denn die sozialen Klassenunterschiede.

Dann wäre es keineswegs ein Menschheitsgesetz, daß soziale Mißachtung gegen „unten“ und sozialer Haß gegen „oben“ etwas „Natürliches“ oder eine geschichtliche und kulturelle Norm sei.

Voraussetzung wird dabei freilich sein (und sein „müssen“), daß das „Menschliche“ bei diesen Menschen und ihren Beziehungen nicht ausgeschaltet oder als irrelevant gewertet und behandelt werde.

Wo etwa die „eigentliche“ und entscheidende oder die einzige Beziehung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer „allein“ die wirtschaftliche ist (das angebliche ökonomische „Gesetz“, daß der eine möglichst hohen Lohn verlangen müsse und der andere möglichst niedrigen Lohn zu zahlen strebe), dort wird nicht nur soziale Gegnerschaft, sondern darüber hinaus auch menschliche Feindschaft die soziologisch „gesetzliche“ Beziehung zwischen den Partnern sein, indem der ökonomische Interessen-Gegensatz (derlei es immer wieder geben wird) sich verwandelt in eine menschliche Gegnerschaft und in sehr vielen Fällen weiter in persönliche Feindschaft, die sich „psychologisch“ als Haß und Mißachtung nach oben und als Mißachtung und Haß nach unten manifestieren wird.

Voraussetzung wird bei solchen Verhältnissen sein, daß die Partner einander „menschlich“ nur negativ „interessieren“ (positives inter-esse bedeutet ja wörtlich ein Mitdabei-Sein, also ein Teil-Nehmen, Teil-Haben).

Wenn solche Partner „nur“ wirtschaftliche, respektive „rein“ wirtschaftliche Beziehungen zueinander haben, so ist das ein – freilich besonderer wichtiger – Sonder-

fall der modernen „Spezialisierung“ und Reduzierung von Lebens-Verhältnissen auf einen Bruch-Teil ihres möglichen Gesamtbestandes – eine Reduktion des „natürlichen“, menschlich möglichen Gesamt-Gefüges menschlicher Relationen auf ein Minimum – unter Eliminierung oder Abtötung aller übrigen, „ursprünglich“ zur Lebensstruktur gehörenden geistigen, seelischen und auch sachlichen Beziehungen.

Es sei erlaubt, bei solchen Fragen nach dem „Ursprünglich-Menschlichen“ bei Homer Umschau zu halten. Da treten uns soziale Verhältnisse vor Augen, die man vielleicht urtümlich, vielleicht primitiv nennen mag, zumal auch bezüglich der Relationen zwischen „oben“ und „unten“ – zwischen Herrschaft und Dienst, zwischen Macht und Gehorsam.

Wie jeder Homerkenner weiß, ist in der Odyssee eine der wichtigsten und würdigsten Gestalten der „göttliche Sauhirt Eumaios“ – δίος ὑφορβός Εὔμαιος –, der dem bedrängten Herrn entscheidende, tapfere, treue Hilfe leistet, während die vornehmen Freier Penelopes sich als Schmarotzer gebärden, denen ihre gerechte Strafe zuteil wird.

Diesem treuen Diener seines Herrn ist Odysseus in aufrichtiger Liebe zugetan. Er spricht seinen Hirten, der ihm Gutes tut, noch ehe der Herr sich ihm zu erkennen gibt, mit den Worten an: „Liebe dich Vater Zeus, wie ich dich liebe, Eumaios“ (XIV, 440). Der leibeigene Hirte erweist sich, auch während der Herr fern ist, und dann, als er den Unerkannten noch fern glaubt, als ein Getreuer, der seinen Gebieter liebt und sich menschlich nach ihm sehnt. Homer hat für diese Liebe und Verehrung und Treue des alten Eumaios zu Odysseus sehr starke, sehr bewegende Worte gefunden (XIV, 137–147). Die griechischen Hörer und Leser Homers – auch die adeligen und mächtigen unter ihnen – haben an den Schilderungen dieser menschlichen Beziehung zwischen dem Herrn und dem Knecht offenbar keinen Anstoß genommen (und sie auch nicht „bezweifelt“). Sie haben diese Treuebindung unmittelbar begriffen und sie als richtig, als gut gewertet – nicht als unglaubhafte oder sentimentale Erdichtung: eher als urbildliches Vor-Bild. Die Liebe, die Eumaios auch dem Sohn seines Herrn entgegenbringt, erwidert Telemach von ganzem Herzen und er nennt den Hirten ἄττα – Vater, Väterchen. Eumaios ist freilich ein Königssohn, der als Kind geraubt wurde (XV, 402 ff.). Er hat sein Leben als Knecht verbracht, doch nicht in Neid und Haß, sondern in Treue und Liebe. Wann hat man Homer für diese Schilderungen verhöhnt oder belächelt?

Ein Gegenbild zu diesem treuen Diener ist die Dienerin Eurykleia, die tapferste Helferin Penelopes, deren übrige Mägde sich freilich schmählich verhalten und dafür auch unbarmherzig bestraft werden.

In dieser Sozial-Ordnung gibt es also in allen Ständen wertvolle und wertlose, geachtete und verächtliche Menschen, und Homer hegt und läßt keinerlei Zweifel an den Unterschieden ihres menschlichen Wertes. Aber diese menschlichen Bewertungen sind keine ständischen Werte – die „vornehmen“ Freier Penelopes, frech-würdelose Parasiten, stehen in Homers und gewiß aller seiner Hörer Augen menschlich und an menschlichem „Rang“ tief unter den Dienern Eumaios und Eurykleia, beide gekaufte Sklaven, deren Lebensschicksal ausführlich zu erzählen Homer für wichtig hält.

Ihm und den Griechen, für die er gedichtet hat, stand also menschlicher Wert über sozialem Rang – er kennt zwar sehr wohl soziale Achtung „nach oben“ – wo sie

menschlich „verdient" und begründet ist –, aber fremd ist ihm eine ständische Verachtung „gegen unten": denn soziale Unterordnung bedeutet keineswegs menschlichen Unwert oder Minder-Wert, der Gering-Schätzung verdiente. Daß auch der sozial Untergeordnete Achtung verdienen könne – auch hohe, höchste menschliche Achtung –, das durfte Homer also den Griechen, und auch den vornehmsten, vor Augen führen, und das adelige Griechenland hat ihn dafür geehrt.

Dürfen wir aus diesem kulturellen „Tatbestand" (den kaum ein Kritiker, wenn er objektiv beobachtet, wird leugnen können) die Schlußfolgerung ziehen, daß Griechenland, und auch Homers „Idealwelt", zwar Standesunterschiede gekannt (und offenbar auch „bejaht") hat – daß ihm aber Achtung gegen „unten" sozial ebenso möglich und richtig und edel erschien wie Achtung gegen „oben": sofern nämlich beide menschlich „verdient" waren? Eine solche Sozialgliederung und ihre Verteilung von menschlicher Achtung (und, so sie begründet war, von Nichtachtung) galten also dem Homer und seinen Hörern als eine echte, eine „richtige" und gerechte Sozial-Ordnung mit ihren ständischen und ihren menschlichen Rängen.

Doch diese Beziehung zwischen menschlichem Rang und sozialem Rang hat auch zur Folge, daß, je höher der ständische Rang eines Menschen liegt, auch die sozialen und die menschlichen Anforderungen an sein Verhalten umso strenger sein werden: dies zumindest in „gesunden" Zeiten. Die von Nietzsche geliebte Formel: „Wir Vornehmen, wir Immoralisten" stammt aus der Zeit seines Lebens, in der er sich – so in Briefen an Georg Brandes – als Nachkommen polnischer Grafen bezeichnete (nicht als Möglichkeit oder als Gerücht – das sich nicht bestätigt hat –, sondern als Tatsache): ein Vornehmheits-Anspruch, der, wenn wissentlich zu Unrecht behauptet, wohl als „immoralisch", oder, zu deutsch, als unehrlich wird gelten müssen. Vornehmheit und Ehrlichkeit? Vornehmheit und Ehre?

Vornehmer Rang hat in sehr vielen Epochen vornehmes Verhalten gefordert. Die Folgen dieses ethischen Gesetzes für die Kultur und ihre Entwicklung, ihre Geschichte und Gestalt wird der Geschichtsbetrachter ernst in den Blick zu nehmen haben. Wo sich diese Strenge lockert – man wird dies etwa beim Zeitalter Ludwigs XV. nicht leugnen –, dort wird Zerfall, Umsturz und die Vernichtung oder zumindest die Entmächtigung der Herrschenden die Folge sein. Solange die Mächtigen „gesund" sind – nämlich „sozial gesund" –, da werden sie die ihnen Untergeordneten nicht verachten. Wo Achtung gegenseitig ist, dort wird Treue zwischen den Über- und den Untergeordneten die gemeinsame Ordnung schützen und bewahren.

OTTO HÖFLER

GOETHES URTEIL ÜBER DIE ROMANTIK

(Vortrag in der Sitzung der phil.-hist. Klasse am 9. Dezember 1971)

Zum 2. April 1829 zeichnet Eckermann einen seither oft zitierten Ausspruch Goethes über ‚das Romantische' auf. Er schreibt: Wir kamen „auf die neuesten französischen Dichter und auf die Bedeutung von klassisch und romantisch. ‚Mir ist ein neuer Ausdruck eingefallen', sagte Goethe, ‚der das Verhältnis nicht übel bezeichnet. Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke. Da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer, denn beide sind gesund und tüchtig. Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht klassisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist. Wenn wir nach solchen Qualitäten Klassisches und Romantisches unterscheiden, so werden wir bald im reinen sein'"[1].

Da bei Eckermanns Gesprächs-Berichten ja immer die Frage gestellt werden kann, ob er recht verstanden und sich richtig er-

[1] Dazu drei Tage später, am 5. April 1829, nochmals zu Eckermann, über ein neues Trauerspiel eines jungen Dichters: ‚Es ist ein pathologisches Produkt; die Säfte sind Teilen überflüssig zugeleitet, die sie nicht haben wollen, und anderen, die sie bedurft hätten, sind sie entzogen ... Ich dächte, das wäre pathologisch oder auch romantisch, wenn sie nach unserer neuen Theorie